

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 267.

Montag, 15. November

1926.

(7. Fortsetzung.)

Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

6.

Sie lebte in trostloser Einsamkeit dahin.

Jakob hatte seine Dienstzeit in Ehrenbreitstein angetreten, und Ferdinand Hiller, der noch einmal auf den Eulenhof gekommen war, um sich nach dem Verbleiben Adolfs zu erkundigen, hatte die Schule mit dem einjährigen verlassen und das Geschäft seiner Mutter übernommen. Auch Heinrich Köster kam jetzt seltener, da sich die Hüftgelenkentzündung seines Vaters wieder verschlimmert hatte und nun die ganze Wirtschaft des Pachthofs allein auf seinen Schultern lastete.

Überdies war ihm noch eine ernste Schwierigkeit aus der Steigerung der Pacht erwachsen. Der Eigentümer des Hofs, ein Baron von Heddesheim, der große Landgüter im Rheingau besaß, verlangte die äußerst ungünstigen Verhältnisse auf dem Pachthof und stellte eine Kündigung des Vertrages in Aussicht, falls seine Forderung nicht erfüllt werden könnte. Es war aber unmöglich, daß der schwerkränke Mann sich an ein anderes Unternehmen heranwagte, und so mußte man auf die ungünstigen Bedingungen des Barons wohl oder übel eingehen. Zwar hatte der Eulenhöfer seinem Kriegskameraden versprochen, daß er ihn keine Not leiden lese; wenn ihm etwas fehle und er ins Enge geriete, so werde er gern aushelfen. Er hielt auf den jungen, arbeitstüchtigen Pachthöfer große Stücke und dachte im geheimen oft daran, daß der vielleicht einmal auf dem Eulenhof sitzen könne; einen besseren Schwiegerohn wünschte er sich gar nicht.

Aber Elise hatte schon mehrmals durchblicken lassen, daß sie den „Schalt“ nicht leiden möge. Seine derb, iherz-hafte Art erschien ihrem zarten Wesen als ein Mangel an Gemüth, war es aber eigentlich gar nicht; denn sein Vater hatte das Späßvogel spielen noch nicht einmal auf dem ewig langen Siechläger verlernt. Es war ein gut Stück Humor in diesem Schaltkum, und auch Elise hätte das möglicherweise empfunden, wenn nicht das Leid ihr Herz schon so früh verdunkelt gehabt hätte. Noch war es nicht geheilt von der Wunde, die ihm der Mutter Tod geschlagen hatte; von klein auf hatte das Kind in der unbestimmten Ahnung gelebt, daß die Mutter an irgendinem Leid trüge, und nun waren auch noch die lorgenden Gedanken dazugekommen, was aus dem Bruder geworden wäre, den sie so lieb hatte.

Monat lang ging sie so dahin. Da endlich fiel doch wenigstens ein hüschernder Sonnenstrahl in das Grau ihres Alltags hinein. Es war, als in den Menschenherzen die selige Erwartung der Weihnacht blühte. Zum erstenmal sollte Jakob in Urlaub kommen. Elise freute sich auf das Wiedersehen wie ein Kind. Sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war. All die Wochen hatte sie ihm geschrieben, ihm ab und zu ein Paket geschickt, brein sie ihm selbstgebackenen Kuchen oder eine Rauchwurst legte; aber das war ihr ja doch alles so selbstverständlich gewesen, als wenn sie es ihrem Bruder schreibe. Bis zu jenem Briefe Jakobs, in dem er ihr schrieb, daß er ihr diese Liebe nie gutmachen könne, daß er gar nicht wisse, warum sie ihm so viel Gutes tue, und daß er's ihr nicht anders vergelten könne als durch die liebe-

vollsten Gefühle, die er je für einen Menschen empfunden hätte. Diese herzliche Wärme hatte sie ungabbar glücklich gemacht. Seine Briefe waren ihr hinsicht wie eine Entgeltung dessen, was sie in Adolf verloren hatte; sie halfen ihr auch das Odgefühl ertragen, das sie oft beschlich, wenn ein Wintertag wieder leer und tot dahingegangen war.

Und nun sollte er selber kommen, sollte sie seine liebe, starke, stützende Hand umfassen dürfen, sollte sie all die herzlichen Worte, die er ihr geschrieben hatte, warm und lebendig aus seinem Munde hören. Hundert Gedanken hatte sie ausgedacht, wie sie ihn froh und glücklich machen könnte, hatte den ganzen Dezember lang abends über Handarbeiter für ihn gesessen, hatte genäht und gestickt: Strampantoffel, Monogramme und manches, das er wohl kaum je benutzt, hatte vom ersparten Haushaltsgeld Geschenke für ihn gekauft und sie in ihren Kleiderschrank verstaupelt. Und dann war zuletzt doch noch die Ungeduld über sie gekommen.

Nun noch drei Tage, nun noch zwei, und sie fing an, die Stunden zu zählen... Jetzt kam das Glück.

Die Sterne glitzerten in die Frostnacht des Flusstales. Leis nur plätscherten die Wellchen am Ufer gestern, um der großen Berge atemstillen Schlummer nicht zu stören.

Elise hatte sich heimlich ausgemacht und ging mutterseelenallein zum Bahnhof hinunter. Manchmal, wenn ihr Fuß einen Stein anstieß, schrak sie zusammen in der feierlichen Nacht. Sie fürchtete sich. Schon als sie den Talweg betreten hatte; aber es zog sie trotzdem mit unwiderstehlicher Macht hinunter. Sie fühlte ganz sicher, daß Jakob mit diesem Zug käme, nachdem sie den langen Nachmittag vergeblich auf ihn gewartet hatte.

Jetzt stand sie auf dem todeinsamen Bahnsteig und froh. Aber als weit unten an der scharfen Geleistkurve des Berglopkes die beiden Lichter der Lokomotive aufblitzten, da kam eine sieberhafte Wonne über sie.

Und nun war er da. Hastig preßte sie seine Hand und fand vor freudiger Erregung kein anderes Wort, als daß sie seinen Namen flüsterte.

„Jakob!“

So urgewaltig bestürzte das Glück ihr Herz, daß sie weinen mußte. Und immer noch hielt sie seine Hand in der ihrigen, und als sie draußen waren auf dem menschenleeren Weg, da neigte sie ihm das Haupt, und er küßte sie. Zum ersten Male!

„Eischen!“ sagte er zärtlich. „Bist du denn so froh, daß ich gekommen bin?“

„Ich hätte keinen Tag mehr warten können“, antwortete sie glückserregt.

„Du lieb Mädelchen!“

Er legte seinen Arm um ihre Schulter, und noch nie hatte sie sich so geborgen gefühlt wie jetzt; nie war sie so selig gewesen.

„Jakob, du bist so schön als Soldat“, sagte sie.

„Aber auf dem Eulenhof bin ich doch nur — nein, ich will's nicht sagen, es tut dir sicher weh.“

„Was denn, Lieber? Geh sag's mir. Du mußt mir alles sagen, darfst gar nichts für dich behalten.“

Was wird dein Vater über uns denken? Wo ich doch nur Knecht bei euch bin."

"So was sollst du gar nicht sagen, Jakob. Erzähl' mir lieber, was du gedacht hast all die Zeit und wie es dir ergangen ist."

"Zuerst muß ich wissen, ob der Adolf noch nichts von sich hat hören lassen."

"Nichts, gar nicht", sagte sie in plötzlichem Ernst. "Ich hab' mir soviel Gedanken über ihn gemacht. Aber wo er seinen eigenen Kopf hat, ich glaub' nicht, daß er noch einmal wiederkommt."

Um sie abzulenken, fragte er nach dem Eulenhöfer.

"Der wird schwerlich den Winter überstehen; sie sagen sogar, das Spaziermachen wär' ihm vergangen. Was dann der Heinrich ansingen soll, weiß ich auch nicht. Nur fremde Leute im Haus . . ."

"Die Minna-Tante führt ihnen doch die Wirtschaft so gut."

"Die kränkelt auch. Und noch mal eine andere eingewonnen, wäre gar kein Spazier für den Jungen." Dann erzählte sie vom Haushalt auf dem Eulenhof, daß die Babett so eine treue Sorgerin wär', als wenn's um ihr eigen ginge, und daß der Kathrin bei all ihrer Naivität keine Arbeit zu viel würde.

"Wie schön könnte jetzt alles sein", fuhr sie fort, "wenn der Adolf wieder käme. Ich glaub', dann wär' auch der Vater zufriedener. Jetzt lagt er tagein, tagaus, daß der Hof so schändlich zugrunde ging, daß ihn keiner in Ordnung und Ehren hielte, wenn er mal selber nicht mehr da wäre."

"Du bist doch da, Elischen."

Ein Eichholz müht es sein, sagt er. Es stand ja über der Haustür geschrieben: So lang der Haussott tut den Eulenhof erhalten, soll nur ein Eichholz drauf schalten und walten. Gart keinen Mut hat er mehr; es ginge ja doch alles verkehrt. Deswegen will er sich auch keinen anderen Knecht holen, so lang du fort bist. Nur Tagelöhner sollen es machen."

"Das geht für den Winter. Aber im Frühjahr findet sich's schon von selber anders. Er kann sich ja den Altnach wieder dingen, der wollt doch ohnehin nichts anders mehr annehmen."

"Das mußt du ihm mal sagen, Jakob. Auf dich hört er noch am ersten, und zu Lichtmeß muß er doch unbedingt einen festgemacht haben, sonst geht nachher alles drunter und drüber."

So waren sie unerwünscht schnell das Tal hinaufgekommen, ohne sich einmal loszulassen. Als wenn es so hätte sein müssen und immer so gewesen wäre. Elise wenigstens fühlte so; ihre Liebe war etwas, das all die Jahre schon unbewußt in ihr geschlafen und nun auf einmal erblüht war.

Jakob hatte zwar eine gewisse Besangenheit zu überwinden. Besonders im Gedanken an den Eulenhöfer. Er hatte von einem solchen Glück ja nie geträumt. Wenn er auch die Zuneigung Elisens heimlich in sich gespürt hatte, daß er aber ihr Herz einmal in Liebe gewinnen dürfe, das hatte er nie zu denken gewagt. —

Der Eulenhöfer war aufgeblieben, saß in der Küche am Herd und grübelte vor sich hin.

Die schöne, gelbgetigerte Katze strich schmeichelnd um seine Füße; ein Verlangen nach Wärme, nach Liebe stieg in ihm auf, das aber fühlings von dem heißen Gefühl schwerer Selbstvorwürfe wieder ersticht wurde.

Derweil pukte die alte Babett vorn in der guten Stube den Baum, und bei jedem der schon jahrelang aufbewahrten Schmuckstück erwachte, wenn sie es der Schachtel entnahm, immer irgendeine Erinnerung an die kleine, stillsche Frau Eichholz oder an Adolf, der so manches selber verziert und der noch während seiner Schulzeit die hübschen, weißen Schäfchen ausgesägt und die kunstvolle Krippe modelliert hatte. Nun war der Baum bald fertig; aber so oft sie zurücktrat und die große Nadelbrille in die Höhe schob, glaubte sie noch etwas daran ändern und verbessern zu müssen. Auch der Engel mit dem goldenen Glitterkleid, den Adolf angefertigt hatte, stand noch etwas schief auf der Christbaumspitze. Den aber sollte Jakob in Ordnung bringen; so hoch reichte sie selber nicht und der Eulenhöfer hatte es kurz-

weg abgeschlagen, überhaupt eine Hand an den Baum zu tun, es wäre ja doch kein Segen dabei.

Die große Standuhr mit der perlmuttereingelegten Tür und den gemalten, roten Rosen auf dem Zifferblatt tickte gemächlich in die wohlig warme Stubenstille. Babett ließ sich müde und mit einem Seufzer in das hundblumige, anheimelnde Kanapee nieder, sann eine Weile, die Hände im Schoß, über vergangene Zeiten nach und nickte dann sacht in einen leichten Schlummer.

Da schlug draußen der Spitz ein paarmal an und zerrte freudig winselnd an der Kette. Gleichzeitig juchzte im Flur die Kathrin auf und wäre bald über ihren Puheimer gestolpert, weil sie nicht hurtig genug an die Küchentür heranfam.

"Der Jakob!" rief sie. "Man hört seinen Säbel über die Stein' raseln."

Babett rüttete sich, auf einmal wieder frischen Geistes, in die Höhe und eilte hinaus. Da stand er aber schon in der Küche, gesund und schön und noch ein bißchen verbrannt von der herbstlichen Manöversonne. Er reichte dem Eulenhöfer herzlich die Hand, da sah er, wie es in dessen Gesicht schmerhaft zuckte, und er mußte sich abwenden, damit ihn nicht das Mitleid rührte. Erst nach einer Weile quoll es dem Eulenhöfer in einem unterdrückten Stöhnen heraus:

"Na Jung, dann bist du wenigstens jetzt doch da!"

Dann ging er grußlos hinaus und stieg schweren Trittes die Treppe hinauf in seine Schlafrube. Oben hörte man ihn noch einmal das Fenster öffnen, weil im Stalle eines der Kinder gemüht hatte; dann wurde es still, und die Nacht wartete der uralten Botschaft vom Himmelsfrieden.

"Das soll mir nun 'n Christtag geben!" murkte die Kathrin. "Mit so Mannsleutsköpf!"

Die alte Babett wiegte missbilligend ihr grauhaariges Haupt und mahnte: "Kathrin, sprich doch nicht so häßlich!"

Aber die blickte vorwurfsvoll verwundert zu dem Soldaten hinüber und meinte:

"Der macht auch 'n Gesicht, als wenn's ihm ins Hergeregt hätt'. Dafür hat man nun das ganze Jahr geschafft wie 'n Vieh. Aber ich mach' die Armjünderinnen nit mit. Morgen fahr' ich auf den Hunsrück; da kriegt man doch mal wieder Leute zu sehen. G' Nacht zusammen."

Und knallend fuhr die Küchentür ins Schloß.

Die drei aber saßen noch lange bei der singenden Lampe in der tannenduftigen Stube, knabberten, bald plaudernd, bald sinnend, an den wohlgeschmeckenden Zimmetwaffeln, die Elise gebädet hatte, und tranken ein Glas Wein dazu.

Jakob war allerdings etwas verstimmt; denn der Eulenhöfer tat ihm leid in seiner Verlassenheit. Als Babett aber endlich zum Schlafengehen mahnte, da hatte Elise wahrhaftig noch Lust, ein Weihnachtslied auf dem Klavier zu spielen.

"Ganz leise!" sagte sie, indem sie den Deckel schon aufhob, "oben soll's niemand hören."

"Morgen früh, mein Kind", vertröstete sie die gütige Alte, und die wußte nur zu gut, was ihr liebes, junges Herz so selig bewegte.

(Fortsetzung folgt.)

Glück muß man haben.

Stilze von Irene Beetz (München).

Der Peintner Jacl war ein Bursch, stark wie ein Baum, wie geboren zu kraftfördernder Anstrengung, lebte jedoch der Überzeugung gemäß, daß dem Menschen zwei Hände zur Arbeit gegeben seien und zwei Füße, um ihr aus dem Wege zu gehen. Als jüngster Sohn des reichen Peintner blickte er auf dem elterlichen Gehöft, nachdem der Bruder den Besitz übernommen, als Knecht. Je mehr sich der Hofbesitzer mit landwirtschaftlichem Missgeschick abmühte, je mehr die Schwägerin leiste und wetterte, desto ungebundener, bedachter fühlte Jacl sich in seiner im Elternhaus lebenslang ausbedungenen Kammer. "Glück muß ma hab'n." Es gab keinen größeren Optimisten weit und breit. Entschloß er sich zur Arbeit, dann galt von ihm der bekannte überbauliche Spruch: "Wann i anfang, bin i a Vieb, i fang bloß net an", dann stand er barfüßig im eiskalten Bergbach, klautzte Kiezel-

dass die schweren Steine wie Späne flogen und pfiff sich ein Liedl dazu; dann widerstand der starke Holzkloben seinen sausenden Arthieben nicht, und den schwersten Holzschlitten bremste er in steiler Abfahrt mit seinen eisernen Muskeln. Neden war seine Leidenschaft, Sommerfrischler die Ziel-scheiden seines Übermutes. Rührselig, als hätte er einen kühigen Bauernroman auswendig gelernt, konnte er da versichern: „s Herz tät mir brech'n, wann i mein Berg nimmer hätt“, oder er erzählte haarrüttelnde Wilder-gegenden, die sich „gleich dahinten im Tal“ ereignet haben sollen, und naive Städter waren entzückt, die Volksseele des Gebirgshohnes so bloßgelegt zu sehen. — Der männliche Teil der Dorfbewohner war ihm nicht allzu gut gesinnt. Die älteren ärgerten sich über Jadls Arbeitsschau, die jüngeren über seine Beliebtheit bei den Dirndl. Da war zum Beispiel die Stasi, Köchin beim Herrn Forstmeister, eine herzensgute, nicht mehr allzu junge Maid, von ihm ausersehen, sein Alter mit ihren Kochkünsten behaglich zu gestalten; vorläufig ließ Jadt sie Ersparnisse sammeln. Da war ferner die Schwaiger Moni, ein hübsches Dirndl; aber er mochte den Schwaiger, der schon mehrmals als Schmuggler und Wilderer bestraft worden war, nicht als Schwager. Er selbst scheute von Zeit zu Zeit einen nächtlichen Spaziergang mit der Büchse nicht, aber Schmuggeln und Wildern als Gewerbe treiben, gar Schlingen legen — pfui Teufel.

Ein schwüler Sommerabend. Jadt, abend, daß eines aufziehenden Gewitters wegen der Bruder ihm den gemütlichsten Feierabend mit Heuarbeit „pervaten“ wollte, drückte sich in den Wald. Zu solchem „Spaziergang“ nahm er natürlich keine seiner Büchsen über die Schulter, deren eine mit abgeschaubtem Rohr in — Stassis Schublade lag. Bei den ehr samen Forstmeistersköchin suchte niemand einen Wilderer-sturzen. Allerdings brachen Stassis Gewissensbedenken immer wieder hervor, doch Jadt forderte diesen Liebesbeweis dictatorisch, und in demütiger Ergebenheit fügte sich die ältliche Jungfrau.

Dunkle Wollen ballen sich am Nordkar, ein leichter Schauer, Vorboten nahenden Sturmes, streicht durch die Tannen. Tiefe Dämmerung hüllt den Wald. Jadt hat keine Lust, ein Hochgewitter im Walde abzuwarten, so nimmt er den Weg zum Schwaigerhof, der einsam auf einer Waldlichtung steht, so wenig es ihn auch lohnt, Moni wiederzusehen. Die Dunkelheit ist vollends eingebrochen, kaum ist der Weg noch erkennlich. Plötzlich läßt ihn ein leises Geräusch still stehen, aufhorchen: „Teufel noch a mal.“ Da war ein Grüner, ein Forstgehilfe, der sich ebenfalls an den Schwaigerhof heranwollte und ihn sicher gesehen hatte, wenn der es sich auch nicht anmerken ließ. Jadt wacht wilder Grimm, schlauer als der schlaueste Rotfuchs des Waldes hat er es bisher verstanden, sich seinem Verdacht auszuzeigen, ist stolz darauf, daß er das erste Gebot so treu erfüllt. Blitschnell überlegt er, jetzt gilt es den eifersüchtigen Liebhaber der Moni zu spielen. Er tut harmlos, als läge er den Förster nicht, flüstert zärtlich „Moni“ unter dem Fenster einer Kammer, in der sich das Mädel gewiß nicht aufhält und schwingt sich dann auf das niedere Dach des kleinen Holzschuppens, als ob er das Öffnen des Fensters dort abwarten wolle. Dumm ist es, daß der Forstgehilfe das gegenüberliegende Waschhäusl erklummt. Was der nun will? Jadt weiß nicht, daß das Forstamt einem Viehsmugel auf der Spur ist, in den Schwaiger verwirkt sein soll, solch dunkle Nacht eignet sich für größere Transvorte über die nahe Grenze.

Inzwischen brach und zogt es in den Lüsten, das Hochgewitter ist losgebrochen, als sei die Hölle los, so tönt und knarrt der Bergwald, und Wasserströme platschten herab, als solle der Schwaigerhof zerweichen. „Verdammt“, brummt Jadt, dem das Wasser wie ein Büchlein durch Zoppe und Hose rinnt, „jetzt bin i in der richtig'n Zwischenmühl.“

Flüchtet er in den Hof, so bemüht Schwaiger dies, um ihm die Ehe mit Moni aufzureden, und das Mädel, das er los sein möchte, läßt alle Künste spielen, und schleicht er sich weg, so wird er dem Förster verdächtig als Wilderer. Der Förster röhrt sich nicht, Jadt auch nicht, Blitz und Donner, Sturm, Gukregen. Plötzlich fährt ein Blitz peifig auf das Dach des Gebötes, beide Lauschenhenden zücken zusammen und erwarten nichts anderes, als daß das Dach aufflammt. Es entzündet sich nicht, doch nach wenigen Minuten öffnet sich die Haustür und, Jadt traut kaum seinen Augen, Schwaiger und Moni tragen das Ledersofa aus der guten Stube heraus und stellen es in den Hof. Was soll das? Moni eilt in das Haus zurück, bringt Bettstücke, ihr Bruder Schleppi Kleider herbei, gemeinschaftlich getragen folgt der Küchenschrank. Sind sie denn verrückt geworden, beide Geschwister? Noch ein Tisch, noch eine Truhe, die dem strömenden Regen preisgegeben werden. In starrem Staunen folgen ihnen die Blicke der beiden Lauscher. Der Schwaiger ist nun zum Heuschober, ein schwaches Lichtchen zuckt auf in seiner Hand, ein belleres in Jadls Gebir: Herrgott! der Schwaiger will seinen verschuldeten Hof anzünden, der Ver-

sicherung wegen. Wer soll ihm beweisen, daß der Blitz nicht zündete? Deshalb soll das „gerettete“ Gut aus dem Hof, ehe er abbrennt! Noch bevor das aufflammende Zündholz in das Heu gesteckt wird, fühlt sich Schwaiger am Arm gepackt, der Förster steht vor ihm: „Im Namen des Geistes verhafte ich Sie wegen Brandstiftung.“ Solch läches Leben hat den Schwaiger noch nie befallen, fahle Blässe überzieht das weitergebräunte Gesicht, die Augen starren wie irrstinnig. Wie hätte er in Dunkel und Waldeinsamkeit einen Beobachter seines Verbrechens vermuten können? Willenlos geht er dem Förster, der ihm mit der Waffe den Weg zeigt, voran ins Dorf. Der Förster wendet sich nochmals, er glaubt warnen zu müssen: „Peintner, kommen Sie beruhter von Ihrem Lauschenhof, Sie haben hier nichts mehr zu suchen. Als Bruder des ehrenwerten Peintnerbauern suchen Sie sich besser anderswo eine Frau.“ Jadt steigt trocken, aber sehr bestiedigt von dem Schuppendach herab. Die schluchzende Moni tut ihm wirklich leid, aber, wie es sich soeben erwiesen, selbst von der Behörde als „ehrengeachtet“ anerkannt, kann er sie nicht bestrafen, das muß sie einsehen. Ohne sein Zutun war er die Moni los. „Glück muß ma hab'n.“

Die stärkste Belastungsprobe, die Jadls Optimismus gestellt wurde, ereignete sich drei Jahre später; er bestand sie siegreich. Kirchweihfest im Dorf. Jadt hatte das Böller-schiessen übernommen. Beim Läuten der Morgenloden sollten drei Schüsse zum Feste werden. Das alte verbrauchte Dorfgeschütz war am nahen Hügel aufgeklont, das Pulver ward eingeschüttet, der Papierzylinder zum Abdichten darauf, der Holzköpfel darüber gelegt, er wollte nicht hineinpassen. Ungeduldig schlägt Jadt mit einem Holzkeil darauf, das Pulver explodiert, und schwerverletzt fliegt Jadt zur Seite. Der Dorfärzt läuft und läuft, so gut es geben will. Doch ein Auge ist verloren, und ein Arm bleibt nur bis zum Elsenbogen erhalten. Der Dorfarrer eilt herbei, um den Schwer-verletzten zu trösten. Dieser kräftige Bursch ist zum Krippel geworden, aufrichtiges Mitleid erfüllt den Priester. Er findet Jadt eingewickelt wie eine Mumie, doch in bester Stimmung. „Jadt, jetzt gilt es als guter Christ, sich in das Unglück zu schicken.“ — „Ja, ja, Hochwürden, dös hätt schlimm auffallen können.“ — „Ich meine, es ist schlimm genug.“ — „Mir kommt's net so vor, auf Schönheit gib i nix, i bin froh, wenn mir die Dirndl nimmer so nachlaufen, die Stasi heiratet mich auch mit einem Aug.“ Der Arm? No, ja, wann i arbeit'n will, kann i's mit dem linken auch, und will i net, dann kann's einem einarmigen Krüppel kei Mensch zumuten. Dann muß halt die Stasi fest schaffen. I bin ganz aufzrieden, Hochwürden. Glück muß ma halt hab'n.“

Die Zwei-Zimmer-Wohnung.

Eine wahre Geschichte von A. Böttlin.

Aranka Kis besaß eine Zwei-Zimmer-Wohnung im 4. Stock der Ullmannstraße in Budapest. Wenn man vom Flur hineintrat, so war man zuerst in dem kleinen Raum, in dem sie schneiderte und nähte; zwei Fenster führten auf die belebte Straße und waren mit roten Geranien angefüllt. Es stand nicht viel in dem Zimmerchen, aber es war alles sehr sauber und fein gehalten.

Rechts führte eine Tür in das zweite Geschloß, das gleichzeitig Salon und Schlafraum war. Ein großes Bett mit einem schönen, selbstangefertigten Vorhang stand darin; in der einen Ecke ein kleiner, alttümlicher Ofen, in der andern ein wunderschönes Heiligenbild mit einem Altar und einer Glasvase mit Blumen davor, und in der letzten ein buntes Sofa mit zwei Familiensymbolen darüber und einem Holzbord mit Rippysachen.

Das waren die zwei Zimmer von Aranka Kis, und sie bedeuteten ihr sehr viel. Vielleicht waren sie sogar der Inhalt ihres ganzen Lebens. Jedes noch so kleine Stück, angefangen bei den Rippysachen auf dem Bord und endigend bei dem großen Himmelbett, hatte sie durch ihrer Hände Arbeit erworben; und jedes Stück war ihr ans Herz gewachsen. Wenn sie auswärts schneidern ging und eifrig Faden auf Faden durch den Stoff zog, so hatte sie dabei die Blumen auf ihrem Fensterbrett vor Augen oder das kleine Heiligenbild und sie freute sich ihres Reichtums. War das Weiter trübe, so dachte sie an den alten Ofen, und schien die Sonne, so freute sie sich über die tanzenden Sonnenflimmer, die durch den hellen Vorhang fielen.

Selbst im Kriege verlor sie ihre gute Laune nicht, wenn auch die Nahrung knapp wurde, ihre beiden Zimmer blieben doch unverändert.

Da brachte der Herbst 1918 einen plötzlichen Umsturz in ihr ruhiges Leben. Die Revolution und die nachfolgende Herrschaft der Kommune kam. Viele dunkle Gerüchte gingen durch die Stadt; aber nur eines berührte sie. Es sollte ein Geist herauskommen sein, wonach zu viele Zimmer

Schlagabamt würden. Zu viele Zimmer? Sie zitierte. Sollte...?

Eines Tages klingelte es. Drei Männer mit den Abzeichen des neuen Regimes standen vor der Tür. Sie drängten ungeniert in die Stube und sahen sich um. Dann sagte einer lakonisch: „Innerhalb vier Tagen wird eines dieser Zimmer im Interesse der sozialen Fürsorge beschlagabamt werden.“

Aranka sah ihn verständnislos an. Also doch. Die zwei schönen Fenster mit den Blumen oder der alte warme Ofen würde ihr nicht mehr gehören. Wildfremde Leute würden die bunte Tapete beschmutzen, den Fußboden zertrampeln, der immer so fein gewischt war. In buntem Wirbel tannten die Gedanken.

Einer der Männer lachte. Da schreckte sie auf und wiederholte stockend. Der Sprecher gab ihr einen kleinen Stoß und sagte noch einmal: „Innerhalb vier Tagen.“ — Dann wandten sie sich zum Gehen. Plötzlich drehte sich einer um und rief: „Oder, Fräulein, Sie müssen schnell beitreten, dann können Sie drin bleiben!“

Da lachten die andern drohend auf und gingen.

Nun folgte ein schlimmer Tag. Arbeiten konnte sie vor lauter Verzweiflung nicht mehr. Ruhelos lief sie in ihrem Stübchen umher, von einem Gegenstand zum andern und wußte sich keinen Rat. In ihren Gedanken sah sie die fremde Mietpartei als etwas ganz Grausiges vor sich, als einen Ausbund von Unordnung und Schmutz. Nie mehr allein würde sie sein können, immer würde Wand an Wand jemand anders leben. Die ganzen Jahre hatte sie umsonst gespart und gearbeitet.

Am Abend hielt sie es nicht mehr aus in ihren vier Wänden. Sie lief, nur ein Umschlagtuch um die Schultern, hinaus auf den St. Josephs-Ring und setzte sich auf eine einsame Bank. Da kamen ihr hemmungslose Tränen. Alle Ratlosigkeit und Verlassenheit brach in einem ungeheuren Strom hervor. Und so vertieft war sie in ihren Kummer, daß sie nahende Männerstritte überhörte. Erst als ein schwaches Räuspern ertlang, saß sie auf.

Ein junger Mann stand vor ihr und verbeugte sich. Er murmelte etwas, was sie vor lauter Schrei nicht verstand, und plötzlich saß er neben ihr und fragte, was ihr denn fehlte. Und so hatte sie der große Schicksalsschlag auseinandergebracht, daß sie gar nicht daran dachte, daß ein wildfremder Mann neben ihr saß.

Sie schüttete ihm unter Schluchzen und Seufzen ihr ganzes Herz aus. Er hörte ruhig zu, nur ab und zu flog ein drüsternder Blick über ihre kräftige Gestalt und das anscheinbare Gesicht.

Dann meinte er ein wenig steif und unbeholfen, er hätte einen guten Freund, der eine Frau suche — und ob er die Zimmer wohl mal sehen könnte.

Mit Freuden sagte sie zu. Der Gedanke, eventuell doch ihre Zimmer behalten zu dürfen, belebte sie wie neu. Unter was für Bedingungen war ihr gleich.

Der junge Mann ging durch die Wohnung, besah sich alles mit Kennerblicken und dann sagte er stockend: „Wissen Sie, Fräulein, die Wohnung täte mir schon gefallen, und Sie wären mir auch gleich so sympathisch. Ich bin es nämlich selber, der eine Frau sucht.“

Zwei Tage darauf waren sie getraut. Als aber ein Jahr später alle Ehen in Ungarn, die während der Kommune geschlossen worden waren, für ungültig erklärt wurden, ließ sich das Paar noch einmal trauen. So sehr hatten sie Gefallen aneinander und an der gemeinsamen Zwei-Zimmer-Wohnung gefunden.

Afrikanische Sprichwörter.

Gesammelt von Felix v. Pevel.

Erfolg kommt nicht immer durch Klugheit, und Misserfolgen nicht immer durch Torheit.

Die Welt ist ein morscher Baum: stütze dich nicht darauf! Geduld ist der Schlüssel des Trostes.

Ein Mann findet in seinem Hause keinen Geborgenheit bei seiner Frau, wenn er sie nicht prügelt — klitsch, klatsch!

Eine bittere Wahrheit ist besser als eine süße Lüge.

Ein Versprechen ist eine Schuld.

(Sprichwörter der Suaheli, aufgezeichnet von E. W. Taylor.)

Der größte Sprecher hat nicht immer recht.

Schön wie ein Kissen, inwendig Lumpen, es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Der Dakala-Baum stirbt nicht von der Sonne, der Mensch nicht von Schimpfworten!

(Sprüche der Ambundu und Nganga, aufgezeichnet von Chatelain.)

Die Ehe gleicht einer belagerten Stadt, die, welche sich darin befinden, möchten heraus, und die, welche draußen sind, möchten hinein.

(Arabisch.)

Hygiene und Heilkunde

Wie erklärt sich die Wirkung der Heilquellen auf den Menschen? In früheren Zeiten, in denen die Erfahrung stärker gewertet wurde als die wissenschaftliche Forschung, hat man die Ursache der Heilquellenwirkung auf ein geheimnisvolles Etwas zurückgeführt, das man mit dem Namen „Brunnengeist“ und anderen phantastischen Ausdrücken bezeichnete. Der wissenschaftliche Aufschwung der Chemie im vorigen Jahrhundert, dem wir die genaue chemische Analyseierung unserer Heilquellen zu verdanken haben, hatte zur Folge, daß man nun mehr die Heilwirkung der verschiedenen Quellen durch die einzelnen chemischen Bestandteile zu erklären suchte. Diese Auffassung war für unser Bäderwesen ein Jahrhundert lang maßgebend. In neuester Zeit hat in der Medizin die Lehre von der Reizverwirlung die größte Beachtung gefunden. Man hat beobachtet, daß bei verschiedenen chemischen Heilmitteln (im übrigen auch physikalischen Maßnahmen) die Heilkraft dadurch begründet ist, daß sie eine Reizwirkung auf gewisse Zellgruppen, Organe und den gesamten Organismus ausüben, wodurch z. B. chronische Krankheitsprozesse gewissermaßen wieder aufgerichtet und das Bestreben des Körpers, der Krankheit Herr zu werden, angefacht und verstärkt wird. Das Kennzeichnende für dieses Wiederaufleben der Widerstandskraft und Leistungssteigerung des Organismus sind Reizerscheinungen, wie sie der bekannten Bäderreaktion entsprechen. Daraus haben Forscher auf dem Gebiet des Bäderwesens den berechtigten Schluss gezogen, daß die Heilwirkung der Bäder- und Mineralquellen nicht so sehr durch einzelne chemische Bestandteile in ihnen zu erklären ist, sondern durch ihre Gesamtheit. Die Heilwirkung ist auch bei den Mineralquellen auf demselben Prinzip aufgebaut wie bei der Reizver behandlung. Dadurch erklärt sich mancherlei in den Wirkungen der Mineralquellen, was bis jetzt keine Erklärung finden konnte, was man aber durch Jahrhundertelange Erfahrung als sichere Tatsache erkannt hatte. Es erklärt sich dadurch auch ganz natürlich die vielfach geläufige Angabe, daß die einzelnen Kurorte Erfolg gegen eine angeblich zu große Reihe von Krankheiten aufzuweisen haben. Bei allen chronischen Erkrankungen kommt es eben darauf an, durch die Reizwirkung die Geister neu zu beleben, die den Kampf gegen die Krankheit aufzunehmen, und wenn die Heilquellen die Fähigkeit haben, dem kranken Organismus diese Fähigkeit zu verleihen, dann erklärt sich ganz natürlich die günstige Einwirkung der Heilquellen gegen alle chronischen Erkrankungen.

Reise u. Verkehr

Zollbehandlung des Reisegepäcks. Die Abfertigung des der Bahn zum Transport übergebenen (eingeschriebenen) Reisegepäcks erfolgt nicht nur bei den deutschen Grenzpoststellen, sondern kann auch — wie noch nicht überall bekannt ist — auf Zollämtern im Lande überwiesen werden. Nach den Bestimmungen im § 22 der Eisenbahnzollordnung ist die Möglichkeit hierzu in weitgehendem Umfange gegeben. Es wäre zur Erleichterung des Reiseverkehrs zweckmäßig, wenn die Reisebüros und andere am Reiseverkehr beteiligte Kreise die Reisenden auf die Möglichkeit aufmerksam machen, daß sie im eigenen Interesse ihr Reisegepäck vor der Abreise den Zollämtern im Innern zur Zollprüfung vorlegen können. Der Reisende braucht dann auf den Grenzstationen den Zug überhaupt nicht zu verlassen, er findet bei Ankunft am Reisziel sein Gepäck bereits vor.

Eröffnung des Londoner Bureaus der Reichszentrale für Deutsche Verkehrsberatung. In der verkehrsteichen Lage Londons, 19. Regent Street, unmittelbar am Piccadilly-Birkus, hat die Reichszentrale für Deutsche Verkehrsberatung am 1. November ein Auskunfts- und Werdebüro für den deutschen Reiseverkehr eröffnet. Nachdem im Juni 1925 die German Railroads Information Office in New York City, Station „G“, 630, Fifth Avenue, eingerichtet worden ist, stellt das Londoner Büro das zweite Auslandsbüro dar, das der Förderung des Reiseverkehrs nach Deutschland dienen soll. Wie uns berichtet wird, batte das Londoner Büro, das den Titel „German Railways Information Bureau“ trägt, bereits am ersten Tage einen über Erwartungen starken Zuspruch. Sowohl die Reisebüroaufzähle London wie die Besucher des Büros aus den Kreisen des reisenden Publikums bezeichnen das neue deutsche Büro als eines der schönsten in London nach seinem äußerenilde, der inneren Ausstattung und der Anordnung der Räumlichkeiten. Aufgabe des neuen Büros ist es, alle für Reisen nach Deutschland gewünschten Auskünfte und Ratschläge kostenlos zu erteilen.